

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 19

Artikel: Nie mehr
Autor: Dürig, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nie mehr

Nie mehr soll ich sie wiedersehn
Die unser Bestes war.
Wie viel Schweres kann doch geschähn
In einem einzigen Jahr!

Nie mehr streicht eine Mutterhand
Mir über den Scheitel leis,
Wenn ich weinend, vom Schmerz übermannt
Mir nicht mehr zu helfen weiß.

Nie mehr werd' ich so sorglos sein
Wie die Andern! — Denn ich gab
Meine sonnigste Jugend dem Mütterlein
Mit in das stille Grab!

J. Dürig, Urtenen

Peterchens Geburt

Eines der schönsten Geschenkbücher für Mütter ist Helene Christallers „Peterchen“. Man muß dieses herzensgute Büblein lieb gewinnen, das mit seinen zarten Fingerlein so viele Wirrnisse im Leben seiner Mutter wunderbar auflöst. Doch geben wir nun der Dichterin selbst das Wort*).

In der Nacht erwachte Berena von Schellengeläut wie von vielen Schlitten. Das klang so hell und silbern durch die Nacht, daß die junge Frau sich im Bett aufsetzte und hinaushorchte. Aber sie hörte nichts als nur das Geläut, nicht Pferdeschnauben, nicht Menschenstimmen. Sie sprang aus dem Bett, um hinauszusehen. Das Fenster war vereist, und Mondstrahlen fingen sich in den Schneekristallen. Sie öffnete einen Flügel und lauschte hinaus. Da war nichts mehr von Schlittenglocken zu hören. Stille Winternacht mit eisig funkelnden Sternen lag über dem Wald und der schneebedeckten Höhe. Es hatte aufgehört zu schneien. Im Stall rasselte die Kuh an der Kette, ein Hahn krächte in der Nachbarschaft. Ihr schwarzer Minorke unten im Stall antwortete. Also war es um Mitternacht. Drüben im Wald knackte der Frost in den Bäumen. War das Geläut Traum oder Täuschung gewesen?

Sie schlüpfte wieder ins Bett, konnte aber nicht schlafen. Sie fühlte sich nicht wohl: schmerzhaft Wellen durchzogen ihren Körper, und wie sie sich auch legte und was sie versuchte, es wurde nur schlimmer statt besser. Da kam ihr der Gedanke, daß ihre Stunde gekommen sei. Sie erschraf, ihr Herz krümmte sich zusammen vor Angst, und sie legte ihr Gesicht in den Arm und spürte, wie die Tränen unter den geschlossenen Lidern hervorbrängten und auf den nackten Arm fielen.

Sie kam sich einsam und verlassen vor, und eine brennende Sehnsucht nach einem Menschen, der gut zu ihr war, überfiel sie. Nikolaus? Wenn es ihm vergönnt war, in der Atmosphäre der Erde zu weilen, so war er jetzt in ihrer Nähe, konnte sich nur nicht mitteilen. Oder kam dies Silberglockengeläut von ihm? Und warum war es jetzt verstummt?

Da tappte etwas an der Türe. Berena fuhr auf, ihr Herz klopfte wild. Da sprach eine brüchige rauhe Stimme: „Ist Ihnen nicht gut, Frau Berena? Ich sah Licht in Ihrem Zimmer.“

„Ach, bitte, Elise kommen Sie herein“, sagte Berena kläglich. Die Magd trat ein. Sie hatte einen grauen gestrickten Unterrock an und darüber eine wattierte Bauernjacke, ums Gesicht ein zerklüftes Tuch aus gelblicher Schafwolle, unter dem ein spärliches schwarz-graues Zöpfchen heraustrat.

„Ich habe so Schmerzen“, jammerte das junge Weib.

„Soll ich die Frau wecken?“

„Nein, nur das nicht, das hat Zeit bis zum Morgen. Aber Elise, wenn Sie . . . ich bin so allein, und ich hab doch noch nie ein Kind gekriegt.“

Die Magd lächelte gutmütig und begann Feuer im Ofen anzuzünden. „Damit doch unser Kindle nit friert“, sagte sie geschäftig.

„Glauben Sie wirklich, Elise, daß ich ein richtiges lebendiges Kind bekomme? Neulich träumte mir davon, und dann war es kein Kind, sondern nur eine silberne Teefanne.“

Elise lachte leise. „Das gibt so Gott will ein rechtes Kindle, ein lustiges Schreibälste mit Strampelbein' und Grübleshänd.“

„Ach . . .“, seufzte Berena, und ihr Gesicht erglänzte. „Sehen Sie sich doch ein wenig zu mir ans Bett. Haben Sie Nikolaus von Geburt auf gekannt?“

*) Dieses Kapitel ist der neuen Volksausgabe „Helene Christaller, Peterchen“ (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel. 26. — 31. Tausend. Weinband M. 2.85, Fr. 4.75) entnommen.